

Ein Auswanderer auf Heimatbesuch im Jahre 1833 : "Bemerkungen eines amerikanischen Schweizers in seinem Vaterlande"

Autor(en): **Schelbert, Leo**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **75 (1979)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-117315>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

**Ein Auswanderer auf Heimatbesuch im Jahre 1833:
'Bemerkungen eines amerikanischen Schweizers in seinem
Vaterlande'**

Von *Leo Schelbert*

Wie jeglicher Mensch, hat auch
jegliches Land, seine eigene
Lust, und seine eigene Last.
Ein Amerika Schweizer 1834

Die Volkskunde der Vereinigten Staaten befasst sich zu einem guten Teil mit den Erfahrungen und überlieferten oder umgestalteten Gebräuchen und Lebensformen verschiedener Einwanderergruppen¹, die über dreieinhalb Jahrhunderte hin die amerikanische Nation auf den Trümmern der einheimischen indianischen Völkerschaften mit-erbaut haben². Viele Ankömmlinge im Gebiet der Vereinigten Staaten waren aber nicht Dauereinwanderer, sondern eher eine Art Gastarbeiter, die sich für bestimmte Zeit aus manchen, oft rein persönlichen Gründen in der Fremde aufhielten und oft den verschiedensten Beschäftigungen oblagen³. Die Forschung hat sich aber diesen Rückwanderern, genauer diesen 'Leuten auf Wanderschaft' relativ selten zugewandt, da über deren Tun und Lassen anscheinend nur wenig Dokumente überliefert sind⁴. Noch seltener sind Berichte von Dauer-

¹ Vgl. Robert Wildhaber, Bibliographische Einführung in die amerikanische Volkskunde: SAVk (1964) 164-218, bes. 180-186.

² Diese Sicht ist scharf profiliert von Francis Jennings, *The Invasion of America: Indians, Colonialism, and the Cant of Conquest* (Chapel Hill 1975). Die Grösse der einheimischen Bevölkerung wird neulich für 1600 um 10 bis 12 Millionen geschätzt.

³ Zwei Einzelfallstudien sind: Leo Schelbert, Pierre-Frédéric Droz, the 'American': The Story of an Itinerant Watchmaker, in: *Swiss American Historical Society Newsletter* (1977) 11-20; und Eugen Halter, Die Walz des August Baumann in Amerika von 1892 bis 1895, in: *Rapperswil im 19. Jahrhundert* (Rapperswil s. a.) 59-81.

⁴ Statistische Daten bei Bernard Axelrod, *Historical Studies of Emigration from the United States: International Migration Review* 6 (1972) 32-49; bibliographisch wertvoll ist Frank Bovenkerk, *The Sociology of Return Migration: A Bibliographic Essay* (The Hague 1974). Für die Vereinigten Staaten siehe Constantine M. Panunzio, *The Deportation Cases of 1919-1920* (New York 1921); Theodore Saloutos, *They Remember America: The Story of Repatriated Greek-Americans* (Berkeley, California 1956); Albert Vagts, *Deutsch-Amerikanische Rückwanderung* (Heidelberg 1960); Wilbur Shepperson, *Emigration and Disenchantment. Portraits of Englishmen Repatriated from the United States* (Norman, Oklahoma 1965); José Hernández Alvarez, *Return Migration to Puerto Rico* (Berkeley, California 1967).

auswanderern, die nach Jahren aus der neuen in die alte Heimat zu einem ausgedehnten Besuch zurückkehrten und ihre Eindrücke vergleichend aufs Papier brachten. Es mag daher angebracht sein, einen solchen Bericht, der im Januar und Februar 1834 im weitverbreiteten Wochenblatt *Der aufrichtige und wohlerfabrene Schweizer-Bote*⁵ erschien, im Aufriss vorzulegen⁶.

Zwar ist bis anhin der Versuch, den Verfasser des Berichtes des nähern zu bestimmen, erfolglos geblieben⁷. Es handelt sich aber unzweifelhaft um einen recht selbstsicheren, gut situierten Mann, der des Schreibens kundig war, vielleicht im Staat Ohio wohnte und seit April oder Mai 1833 nach längerer Abwesenheit für fast ein Jahr in der Schweiz weilte und ihre damalige Lage nicht nur mit seinem früheren Bild der Heimat, sondern auch mit den Zuständen in den Vereinigten Staaten verglich. «Ich zeichne mir in Nebenstunden Allerlei auf», erklärte er, «damit ich nicht vergesse, was ich Neues im Vaterlande gesehen und erfahren. Im Frühjahr [1834], will's Gott, kehr ich zu den lieben Meinigen nach Amerika zurück; und da muss ich Vieles berichten. Aber beim Aufzeichnen fällt mir dies und das ein; es sind beiläufige Bemerkungen. Sie lass' ich im Schweizerboten zurück.»⁸ Die Ansichten des Auswanderers seien im folgenden nach politischen, sozialen und wirtschaftlichen Themen kurz dargestellt und erläutert.

⁵ Zur Berichterstattung über Auswanderung vgl. Leo Schelbert, Die Fünfte Schweiz in der Berichterstattung des 'Aufrichtigen und Wohlerfahrenen Schweizer-Boten' 1804-1830: SAVk 67 (1971) 84-114.

⁶ Der Aufrichtige und Wohlerfabrene Schweizer-Bote (zitiert als SB) 31 (23. Januar 1834) 25-27, (30. Januar) 33-35, (6. Februar) 41-43.

⁷ Nachforschungen im Staatsarchiv Aarau blieben ohne Ergebnis. - Am 19. Februar und 19. März 1835 brachte der SB 57-59, 89-91 Auszüge «aus Briefen eines Schweizers an seinen Freund in Nordamerika»; falls dieser Freund mit dem Verfasser der «Bemerkungen» identisch ist, stammte dieser vielleicht von Schönenwerd: «Du kennst unweit deiner Vaterstadt das Dorf Erlisbach» (58). - Welche Bedeutung der Kenntnis der persönlichen Hintergründe zukommt, dokumentiert Leo Schelbert, Vom Zürcher Schulmeisteramt zum New Yorker Liqueurgeschäft. Briefe der Auswanderer Wilhelmina und Johann Kaspar Honegger-Hanhart aus den Jahren 1849/51, in: Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1978 (Zürich 1977) 143-192.

⁸ SB (1834) 25; der Berichterstatter klagt über die spärliche Besiedlung der Vereinigten Staaten und weist wie selbstverständlich auf Ohio hin. Über Schweizer dort um 1824 vgl. Arnold Howards Bericht, in: Leo Schelbert und Hedwig Rappolt, Alles ist ganz anders hier (Olten 1977) 194-199.

1. *Politische Ansichten*

«Das Schlimmste vom Schlimmen», das der Auswanderer bei seinem Besuch gleich wahrzunehmen glaubte, war «die Zwietracht der erhitzten Gemüther». Es fehlte an «wahrem Christenthum», klagte er, was zu den «verstandlosen Handlungen der letzten Zeiten» führte. Dabei hatten eben jene versagt, «von welchen man es wohl am wenigsten erwartet haben würde: die Gelehrtern, die Staatsklugen, die Geistlichkeit in beiden Konfessionen, die Schriftsteller, die Frömmlinge». Zwar handelten angeblich alle für «'Gott und Vaterland'!», in Wahrheit ging es aber bloss um «'Amt und Einkommen!'». Die Schweiz von 1833 erschien dem Besucher als ein «alter lebenskräftiger Stamm, der jedoch seine dürren Äste hat, die niemand abschneidet, und der mitten in einem Walde von andern Bäumen wächst, die ihn mit ihren stärkern Zweigen beengen und bedrängen.» Die Vereinigten Staaten hingegen waren wie «ein junger vollaftiger Baum, der im freien Feld steht, seine Äste nach allen Seiten ausstreckt und dabei viel wilder Auswuchs hat, der zu beschneiden wäre.»⁹

Seit der Juli-Revolution von 1830 garte es in der Tat in der Schweiz, und die achtzehn Jahre dauernde Krise sollte erst im Sonderbundskrieg und in der neuen Bundesverfassung von 1848 ihren Abschluss finden. Schon in den frühen 1830er Jahren gaben sich verschiedene Kantone neue Verfassungen, die ein Gleichgewicht zwischen direkter Volkssouveränität und der Entscheidungsgewalt gewählter Behörden herzustellen suchten. Althergebrachte Privilegien von Zünften und Patriziern wurden abgeschafft, die Sonderstellung städtischer Eliten von der Gleichstellung zwischen Stadt und Land abgelöst. Diese Änderungen hatten in eben jenen Jahren, als der Auswanderer zu einem ausgedehnten Besuch in die alte Heimat zurückgekehrt war, zu bitteren Auseinandersetzungen und ernsten Unruhen geführt, die 1831 in Basel sogar zum Bürgerkrieg, zur militärischen Intervention der Tagsatzung und 1833 zur Trennung in zwei Halbkantone führte¹⁰.

Zugleich wurde die Frage nach einer neuen Bundesverfassung immer schärfer erörtert, was die Spannung sowohl im Volk wie zwischen den Kantonen erhöhte und die Unabhängigkeit der Schweiz im europäischen Staatengefüge neu gefährdete. Im Licht dieser Vorgänge empfand der Auswanderer die Schweiz seiner Tage als «ein

⁹ SB (1834) 25–26.

¹⁰ Vgl. Charles Biaudet, *Regeneration*, in: *Handbuch der Schweizer-Geschichte* 2 (Zürich 1977) 918–986.

altes Gebäude..., das in Tagen allgemeiner Unwissenheit eingerichtet und von Zeit zu Zeit geflickt worden» war. In Amerika dagegen hatten «verständige Männer, mit allen Kenntnissen unserer Zeit versehen, ein neues Haus gebaut.»¹¹

Der Auswanderer nannte vier Probleme, die ihm eine baldige Lösung der schweizerischen Krise als unwahrscheinlich erscheinen liessen. Erstens strebte man nach widersprüchlichen Zielen. Es gab einerseits «so viel Verlangen nach demokratischer Freiheit», andererseits hegte man «zugleich Verlangen und Liebe hundertjähriger Gewohnheiten, aristokratischer Formen und kantonaler Selbständigkeit... Fast Jedermann ist in einer und derselben Person Aristokrat und Demokrat zugleich».¹² Zweitens taten die Aristokraten, das heisst die weltliche und geistliche Obrigkeit, ihr bestes, das Landvolk in Unwissenheit zu lassen und, wie er bitter meinte, dafür zu sorgen, «dass der Bauer *Bauer* bleibe und *nicht zu klug werde*. Der Bauer sollte Vieh beim Vieh bleiben.» Diesem Streben kam die angebliche «soveräne Unverständigkeit des Volks» entgegen, das dem Besucher recht wenig gefiel:

«Das Volk, was man so das Volk nennt, ist nicht das, was ich glaubte. Es steht viel niedriger und unwissender, als ich mir immer vorgestellt hatte. Es ist ein gutmüthiges Kind; doch fast ohne Kenntniss und Begriff von oft ganz gewöhnlichen und nothwendigen Dingen ... Ich wundere mich nur über die Männer, welche Bücher und Zeitungen schreiben, und immer das Maul voll nehmen von der Mündigkeit des Volks, vom hohen Sinn der Nation. Sie kennen ihre Leute nicht: sie sind gelehrte Stubensitzer, die sich entweder Einbildungen machen, oder andere absichtlich hinter's Licht führen wollen ...

Die wenigsten unserer Leute kennen und verstehen die Gesetze und Verfassungen ihres eigenen Landes... Die wenigsten verstehen die Predigten ihres Pfarrers durch und durch ... Aber jeder Bauer dünkt sich klug genug, den Pfarrer zu beurtheilen und ob er rechte, oder unrechte Religion habe. Man höre nur diese Menschen, wenn von Schulen die Rede ist. Sie mögen nichts davon, und keinen Kreuzer daran wenden. Sie wollen lieber ihre Kinder zur Arbeit brauchen, wie ihr Vieh ... Man gehe nur in Wirthshäuser oder Gemeindsversammlungen und höre das dumme Ränniren, selbst von Vorstehern; oder sehe, welch einfältige Wahlen gemacht werden.»¹³

Neben dieser, von der Elite angeblich geförderten Unwissenheit des Volkes vergiftete drittens im Urtheil des Auswanderers der unselige Bundesvertrag von 1815 die Situation. Jener war lediglich «Machwerk einerseits des frechsten Hochverraths von patrizischen Revolutern, die ihr Reich wiederherstellen wollten, und dann anderseits der feigen Schwäche der Übrigen und der fremden Minister».¹⁴

¹¹ SB (1834) 33.

¹² Ibid.

¹³ Ibid. 34.

¹⁴ Ibid. 41.

Viertens fand der Auswanderer die Geister verwirrt, ohne gegenseitiges Verständnis und nur auf den eigenen Vorteil bedacht. Eine Änderung der Lage bedeutete nicht Revolution, wie so viele zu fürchten oder zu wünschen schienen. «Wohl ... wäre es Revolution», erklärte er, «wenn man aus der Schweiz ein Königreich, oder aus dem Staatenbund einen Einheitsstaat machen wollte;» es sei aber nur Reform, «den Staatenbund zu einem Bundesstaat [zu] veredeln.»¹⁵ Bei solcher Beurteilung der schweizerischen Lage verwundert die herablassende und, wie sich zeigen sollte, irrige Profetie des Auswanderers nicht: «Ein Herr, der zu den Liberalen gehört, sagte zu mir: Er hoffe, die Schweiz werde noch so freie und löbliche Einrichtungen erhalten wie die Vereinstaaten in Nordamerika. Ich will ihm die Hoffnung gönnen; er kann aber damit noch 100 Jahr harren.»¹⁶

Der Auswanderer hatte hingegen recht, wenn er behauptete, der Auszug von Schweizern in die Vereinigten Staaten werde noch lange andauern. Die Begründung dafür sah er weder in Armut, – «Jeder nimmt sein gutes Bündlein mit», meinte er – noch in Übervölkerung, noch in durchwegs besseren Zuständen in den Vereinigten Staaten, sondern darin, «dass man in der Schweiz, bei ihren grossen Vorzügen, das Schlechte nicht besser machen will.» In der alten Heimat werde die «freie Bewegung durch hundert selbstgeschaffene Hindernisse vernichtet; durch Zunft- und Innungsrechtsame, durch Rechtsame der Landesreligion, durch Gemeindsrechtsame, durch Niederlassungs- und Aufenthaltsbeschränkungen». Bei jedem Unternehmen müsse ein «Ehrenmann ... besorgen ..., links oder rechts mit dem Ellenbogen an Gesetze, Verordnungen, Dekrete, Herkommen und dgl. anzustossen», deren es so viele gab, dass selbst die Gesetzgeber sie nicht alle kannten und nur Anwälte sich in ihnen zurecht zu finden vermochten. Dazu kamen noch zwei weitere Unliebsamkeiten:

«Man kann nicht eine Tagereise thun, ohne andere Münzen, andere Masse, andere Gewichte zu halten. Und wenn einem an seinem Ort Vorsteher, Pfarrer, Bannwarte, Landjäger und dgl. übel wollen, wird man auch noch von diesen geplagt. Das Alles ist wohl hinlänglich, dem und diesem das Leben im Lande zu verleiden und zum Ausziehen in eine freiere Weltgegend zu reizen.»¹⁷

In den Vereinigten Staaten lagen die Dinge anders, betonte der Auswanderer. «Man kann sich dort freier bewegen, wenn man Lust zur Arbeit hat. Man lässt sich nieder, wo man will; treibt ein Gewerbe,

¹⁵ Ibid. 34, 41–42.

¹⁶ Ibid. 26.

¹⁷ Ibid.

welches man will; und hat nur wenige, aber gute Gesetze, die, weil es *wenige* sind, jeder kennt, und darum beobachtet». Kurzum, «die Schweizer haben zu viel *Rechtsame*, und darum zu wenig *Rechte*. Die Amerikaner haben grössere Rechte, als wir, weil sie keine *Rechtsame* und *Vorrechte* gestatten.»¹⁸

In einem sah dieser Auswanderer richtig: Die Schweiz von 1833 war ein Staatswesen in der Krise, ein Staatenbund im Umbruch, in dem scharfe Auseinandersetzung zwischen den Verfechtern jahrhundertalter Traditionen und den Vorkämpfern einer neuen politischen, sozialen und wirtschaftlichen Ordnung in vollem Gang war. Der Besucher aus Amerika übersah aber, dass die Vereinigten Staaten ein Staat in der Expansion war, der sich zwischen 1790 und 1890 von einem atlantischen Küstenstaat in ein Gemeinwesen kontinentalen Ausmasses zu wandeln im Begriffe war.¹⁹ Er übersah insbesondere zwei Tatsachen, die sich daraus ergaben: Erstens benötigte ein Staat in der Expansion Siedler, vor allem in den Grenzgebieten, um diese vor den einheimischen Völkerschaften sicher zu stellen und abendländische Lebensformen und Gemeinwesen nach amerikanischem Muster zu gründen und auszubauen.²⁰ In diesen Grenzgebieten war die Bevölkerungsdichte anfänglich gering, ein Tatbestand, auf den auch der Berichterstatter später als Nachteil hinwies.²¹ Geordnete Gemeinwesen entstanden nur langsam, lokale Gesetze wurden nach den je auftauchenden Notwendigkeiten gemacht und die zahlreichen Erlasse der Bundesregierung galten anfänglich kaum. Der Prozess des Auf- und Ausbaus der neuen lokalen, staatlichen und bundesstaatlichen Souveränität konnte sich je nach Gegend auf Jahrzehnte hin erstrecken. Jene Aufbauzeit gewährte in der Tat dem einzelnen grössere Freiheit. Sie hatte aber auch ihre Kehrseite: es herrschten oft wirre, der Willkür und Gewalttätigkeit ausgesetzte Verhältnisse. Zwei Jahrzehnte später meldete beispielsweise der verlässliche Solothurner Johann Hänggi aus dem Mittleren Westen: «Deutsche und namentlich frisch Eingewanderte, besonders solche, die der englischen Sprache nicht mächtig sind, stehen gegenüber Amerikanern meist im Nachtheil, und sind wirklich übel dran, wenn sie auf dem Gerichtshause

¹⁸ Ibid.

¹⁹ Vgl. Ray A. Billington und James B. Hedges, *Westward Expansion. A History of the American Frontier* (New York 1974⁴) 279–332 für die Jahre 1815–1850.

²⁰ Vgl. z.B. den Brief Washingtons vom 7. September 1783 an James Duane, in: *Writings of George Washington* 27 (Washington 1938) 133–140.

²¹ SB (1834) 26.

etwas zu schaffen haben.»²² Dienste von Anwälten seien sehr teuer. Auch sei er für einige Zeit bei einem Friedensrichter in Dienst gewesen, habe aber die Stelle der willkürlichen Rechtshandhabung und häufigen falschen Eide wegen bald wieder verlassen²³.

Auf dem Land seien zwar Abgaben und Steuern äusserst gering, in den Städten aber die Stadt-, Schul- und Wassertaxen sowie die Strassen- und Brückengelder «für Geschäftsleuthe ziemlich drückend».²⁴ Gemeinwesen im Aufbau gewährten also Einwanderern eine einzigartige Handlungsfreiheit, die es in reifen Gemeinschaften nicht gab und auch in den Grenzsiedlungen der Vereinigten Staaten bald von einem Netzwerk vielfältiger Gesetze und Verordnungen abgelöst wurde.

Zweitens hatte die amerikanische Revolution nicht nur die Lösung der Kolonien von Grossbritannien erreicht, sondern auch den Sieg des Liberalismus gewährleistet. Auch dieser interne Prozess hatte sich in der amerikanischen Revolution nicht ohne scharfe, zum Teil gewalttätige Auseinandersetzungen zwischen Vertretern eines ständisch geordneten Gemeinwesens und den Vorkämpfern einer auf Besitz und Reichtum gegründeten Einkommenshierarchie abgewickelt, die gewiss grössere Aufstiegsmöglichkeiten bot, aber auch aufgrund von hemmungsloser Konkurrenz oder plötzlicher Wirtschaftskrisen zu schnellem Abstieg führen konnte.²⁵

Der Auswanderer auf Heimatbesuch begriff nicht, dass die Schweiz von 1833 in einem ähnlichen internen Umbruch stand wie die Vereinigten Staaten der 1770er Jahre, ein Umbruch, der in der Schweiz nach fünfzehn Jahren im neuen Bundesstaat seinen grundsätzlichen Abschluss finden sollte²⁶. Noch ahnte er, dass trotz des Sieges der amerikanischen Revolution und der Durchsetzung einer neuen Verfassung im Jahre 1789 der Prozess der Umformung in den Vereinigten Staaten noch nicht abgeschlossen war. In eben jenen 1830er Jahren

²² Johann Hänggi, *Der schweizerische Auswanderer nach Amerika* (Sollthurn 1852) 86.

²³ *Ibid.* 87.

²⁴ *Ibid.* 83.

²⁵ Vgl. J. Franklin Jameson, *The American Revolution Considered as a Social Movement* (Princeton 1926, 1967) bes. 32–40. Der Liberalismus als Grundlage des amerikanischen Nationalismus ist beschrieben bei Louis Hartz, *The Founding of New Societies* (New York 1964) 69–122. Der Einfluss der amerikanischen Verfassung auf die schweizerische von 1848 ist dargestellt bei William E. Rappard, *Pennsylvania and Switzerland: The American Origins of the Swiss Constitution*, in: *Studies in Political Science and Sociology* (Philadelphia 1941) 49–121.

²⁶ Vgl. Erwin Bucher, *Die Bundesverfassung von 1848*, in: *Handbuch* (wie Anm. 10) 989–1018.

verschärfte sich der Kampf für und gegen die Sklaverei, der neben Fragen wirtschaftlicher Hegemonie nicht zuletzt auch die Eigenart der verfassungsmässigen Union zwischen den Bundesstaaten klären sollte. Drei Jahrzehnte später erhärtete ein vierjähriger blutiger Bürgerkrieg die verfassungsmässige Union als unauflösbar, welche die Einzelstaaten zu einem Bundesstaat verband²⁷.

2. *Soziale Ansichten*

Trotz seiner positiven Sicht der politischen Institutionen der Vereinigten Staaten, waren dem Auswanderer «amerikanische Dornen» nicht unbekannt geblieben. «Wie jeglicher Mensch, hat auch jegliches Land, seine eigene Lust, und seine eigene Last», erklärte er bündig. Er hatte sich anfänglich «oft nach der Schweiz zurückgeseht ... mit grossem Verlangen. Man wohnt da beisammen, kennt einander, hilft sich leichter in allen Dingen und findet eine Gesellschaft, wie man sie braucht.» Drei Umstände bewirkten, dass für diesen Auswanderer «in Nordamerika ... kein Himmel, kein Schlaraffenleben» war.

Erstens war alles neu; Einwanderer mussten «ganz von vorn anfangen, wie ein Kind», mussten eine fremde Sprache, «andere Einrichtungen, andere Produkte, andere Bäume, Pflanzen und Nahrungsmittel» zu meistern lernen. Zweitens waren die Distanzen zwischen Städten und Dörfern in den neuen Siedlungsgebieten ungeheuer gross, und auch die einzelnen Ansiedler wohnten oft sehr weit von einander. «Wie bei uns im Durchschnitt über 2000 Menschen auf einer [Quadrat-Meile] wohnen, so in Amerika etwa 11. Im Ohlostaat kommen jetzt 24 Menschen auf eine Meile; er ist über vierzigmal grösser als unsere Schweiz und hat doch nicht viel über 930000 Einwohner».²⁸ Drittens bestand die Bevölkerung der Vereinigten Staaten

«aus einem Gemengsel von allerlei Völkern ... Es gibt freilich weniger Feindschaft, aber auch wenig Freundschaft. Jedermann läuft seinem Vortheil nach. Es ist mir vielmals zu Muth gewesen, wie bei uns auf einem Markte. Die Marktleute kommen bloss des Kaufens und Verkaufens wegen zu einander. Das ist keine besondere Glückseligkeit. In der Schweiz ist es heimlich, und doch am Ende Alles zusammen, wie eine grosse Familie, wenn sich darin auch unsere ungezogenen Buben jeweilen bei den Haaren haben.»²⁹

²⁷ Vgl. Thomas J. Pressly, *Americans Interpret Their Civil War* (Princeton 1965²).

²⁸ SB (1834) 26.

²⁹ Ibid.

Dagegen schätzte dieser Auswanderer die Grossräumigkeit seiner neuen Heimat, die gewaltigen Ausmasse sich mehr oder weniger gleichbleibender Gegenden. Bei seiner Rückkehr in die alte Heimat kam ihm alles eng und klein vor. «Nicht nur sind die Stuben, in denen ich sonst gewohnt habe, enger geworden», stellte er fest, «sondern sogar der Garten und Hof hinterm Haus sind zusammen geschwunden und die Strassen des Städtchen sind schmaler».³⁰ Eine ähnliche, aber auch eine gegenteilige Erfahrung lässt sich bei Auswanderern oft beobachten: Die einen fühlten sich in den Grossräumen Amerikas (oder auch anderer Länder) überaus wohl und glaubten dort freiere Luft atmen zu können, andere aber erlebten eher eine Art entwurzelnder Verlorenheit. Die einen empfanden den Kleinraum Schweiz nach ihrer Rückkehr aus der Fremde als eine beengende und kleinliche Umwelt, andere aber als eine beglückend überschaubare und menschlich zu bewältigende Vielfalt von Landschaften und Gemeinwesen.³¹

Bei seiner Rückkehr fand der Auswanderer, die Schweiz habe ein entwickelteres Zeitungswesen als zur Zeit seines Abschieds, doch stehe es weit unter dem Stand der amerikanischen Presse. Die «vielerlei Zeitungen» hielt er für ein gutes Zeichen, denn früher sassen, wie er meinte, «die meisten Schweizer ... im Stockfinstern; sie sahen nichts, als ihr Haus, ihr Dorf, höchstens ihren kleinen Kanton». Da die neuen Zeitungen finanziell aber einen schweren Stand hatten, zog er den Schluss: «Die grösste Zahl der Schweizer *kann* also nicht lesen, oder *mag* nicht lesen». Zugleich erklärte er:

«Doch gesteh' ich offenherzig, und will keinen beleidigen, wenn ich in der Schweiz bliebe, würd' ich die wenigsten ihrer öffentlichen Blätter lesen mögen. Sie sind grösstentheils ohne Geist und ohne wahre Belehrung; oft schreiben sie einander nur ab, und nehmen auf was kömmt, sogar alle Niederträchtigkeiten, die durch Neid, Parteigeist, Rache und Missgunst erfunden werden können. ... Das ist Dreck für Gullenstosser.»³²

In den Vereinigten Staaten hingegen waren seiner Ansicht nach «Alle, klein und gross» lesekundig; «der ärmste Mann hält doch ein Journal mit, oder leiht es. Sie lesen Alle, weil Alle lesen gelernt haben, und Alles Neues lernen und sich unterrichten wollen.» Zugleich waren dort die Zeitungen grösser, erschienen öfter und viele jeden Tag.

³⁰ Ibid. 34.

³¹ Diese gegensätzliche Reaktion lässt sich auch heute bei Rückkehrern oder Besuchern nicht nur aus den Vereinigten Staaten, sondern auch aus andern Ländern beobachten.

³² SB (1834) 35.

«Ein einziges Blatt täglich enthält mehr, als in zehn Zeitungen stehen kann, die in der Schweiz gedruckt werden.» Obwohl die «amerikanischen Blätter ... ebenfalls öffentliche Tummelplätze der politischen Parteien» waren, hatten die «Herausgeber ... mehr Bildung und Gefühl für das Anständige. Nur Blättchenschmierer für die Volkshefen in grossen Städten sind platt und plump. Derbheit ist keine Rohheit, Freiheit ist keine Frechheit, Schimpfsucht keine Wahrheitsliebe, Wortdreherei kein Witz.»³³

Die Dinge lagen aber nicht so einfach. Gewiss rühmte schon um 1800 die Zeitung *Portfolio* die Vereinigten Staaten als «eine Nation von Zeitungslesern».³⁴ Die meisten Blätter waren aber im Urteil der Kenner von bitterem Parteigeist geprägt³⁵; einer von ihnen wagte sogar das überspitzte Gesamturteil über die amerikanische Presse des frühen 19. Jahrhunderts: «Jedes Blatt suchte das andere im Lügen zu übertreffen»³⁶. Es gab aber eine ganze Reihe seriöser Zeitungen³⁷, wie zum Beispiel *Niles' Weekly Register*, das in Geist und Eigenart dem *Schweizer-Boten* Heinrich Zschokkes nicht unähnlich war³⁸. Die 32-seitige Nummer vom 2. Januar 1830 enthielt zum Beispiel folgende Beiträge: Fünf Regierungserlasse im Wortlaut; zahlreiche Kurznachrichten aus Europa und Südamerika; Details über Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten, England und Frankreich; zugleich eine scharfe Replik auf einen Eintrag im Reisejournal des englischen Besuchers Mactaggart, der behauptet hatte: «Bei den Amerikanern gibt es nichts, was solider Bildung gleichkommt. Die Künste und Wissenschaften werden nur oberflächlich gepflegt ... Was immer an

³³ Ibid.

³⁴ Zitiert von Frank L. Mott, *A History of American Magazines 1741-1850* (Harvard 1957) 160.

³⁵ Ibid. 269.

³⁶ Richard T. Baker, *Newspapers, American*, in: *Encyclopedia Americana* 20 (1978) 294; nach ihm gab es um 1830 1200 Zeitungen in den Vereinigten Staaten, wovon 65 täglich erschienen.

³⁷ Haupttitel bei Richard B. Morris, *Encyclopedia of American History*, Bicentennial Edition (New York 1976) 944-945.

³⁸ Das Blatt erschien von 1811 bis 1849; der Titel ist aufschlussreich: *Niles' Weekly Register, containing Political, Historical, Geographical, Scientific, Statistical, Economical, and Biographical Documents, Essays, and Facts, Together with Notices of the Arts and Manufactures and a Record of the Events of the Times.* – Zur Schweizersituation vgl. Karl J. Lüthi, *Presse*, in: *Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz, Supplement* (Neuenburg 1934) 138-139; auch Andreas Stähelin, *Helvetik*, in: *Handbuch* (wie Anm. 10) 833, 907, 917; S. 833: «Während der Helvetik wurden rund 120 Zeitungen, Zeitschriften und Blätter gegründet oder fortgeführt».

delikatens Geschmack, an fernem Gefühlssinn usw. mahnen könnte, wird äusserst verachtet»³⁹.

Es liegen keine verlässlichen Angaben vor, wieviele unter der Bevölkerung der Vereinigten Staaten um 1830 des Lesens kundig waren⁴⁰. Falls man die Sklaven ausser acht lässt, die 1830 fast 17 Prozent der Bevölkerung ausmachten, war das Lesen wohl weit verbreitet. Nach der Volkszählung von 1850 gab es im Staat Ohio unter nicht ganz zwei Millionen Einwohnern etwa 66000 Analphabeten⁴¹. Da aber diesbezüglich regionale Unterschiede in den Vereinigten Staaten recht bedeutend waren, dürften die Verhältnisse Ohios nicht ohne weiteres auf die Gesamtnation übertragen werden⁴². In der Schweiz waren seit 1800 ernste Bemühungen unternommen worden, die Volksschulbildung kantonale zu ordnen und auszubauen⁴³. Aufgrund der spärlichen Angaben scheint der Auswanderer die Verhältnisse in der Schweiz einseitig negativ, jene in den Vereinigten Staaten zu positiv beurteilt zu haben.

3. *Wirtschaftliche Ansichten*

Über das Wirtschaftsleben hatte dieser Berichterstatter nur wenig zu melden. Er behauptete diesbezüglich etwas bissig, man renne hüben und drüben nur äusserem Gewinn nach: «In Amerika, wie hier, thut man Alles um's Geld. Jeder spekulirt und treibt sich nach Gewinn herum, arbeitet, sucht Ämter, übervortheilt den Andern». Doch war man in den Vereinigten Staaten wenigstens grosszügig, wobei in der Schweiz «fast Jedermann knausert und knickert mit seinem Geld; gibt nichts aus, als für die höchste Noth; thut nichts für öffentliche Anstalten zum allgemeinen Nutzen.»⁴⁴ Das führe zu wirtschaftlicher Stagnation, das Geld zirkuliere in nur ungenügendem Mass und Armut sei deshalb in der Schweiz weiter verbreitet und der Lebensstandard niedriger. Dem Auswanderer gemäss sollte «jede Stadt, jedes Dorf ... eine spekulierende Societät sein zum gemeinen

³⁹ Ibid. (2. Januar 1830) 295.

⁴⁰ Angaben über Lesekundige geben die Volkszählungen von 1840, 1850 und 1860, sind aber aufgrund der verschiedenen Sammlungsmethodik nicht vergleichbar: U. S. Bureau of the Census, Historical Statistics of the United States, Part 1 (Washington 1975) 365.

⁴¹ Seventh Census of the United States 1850 (Washington 1853) 860.

⁴² Nach *ibid.* 423 und 428 waren beispielsweise in Alabama von 771 623 Einwohnern, Sklaven nicht eingerechnet, 33 992 Analphabeten.

⁴³ Vgl. Stähelin, Helvetik, in: Handbuch (wie Anm. 10) 829–832.

⁴⁴ SB (1834) 34.

Nutzen desselben. Die Amerikaner verstehen sich besser darauf, und vereinigen sich nicht bloss zu Sparsuppenanstalten in der Gemeinde.» Da jene viel freigebiger wären als die Schweizer, werde für Kirchen, Schulen, Lesebibliotheken, Landstrassen und Brücken mehr ausgegeben und daher «fast in allen Gegenden ... schöner gebaut».45

Wie zum Beweis der Richtigkeit seiner Ausführungen endete der Auswanderer seinen Bericht mit einem Vergleich der Schweiz mit dem Staat New York. Um 1830 hatten beide Gemeinwesen etwa zwei Millionen Einwohner. Zehn Jahre zuvor hatte «New York ungefähr so viel Sklaven, als wahrscheinlich die Schweiz, wenigstens zur Hälfte, Heimathlose und Landsassen hat». Die Ausgaben für die Regierung New Yorks seien zwar höher als «eine Bundesregierung sammt Kanzlei und Tagesatzung» in der Schweiz kosten würde. «Wenn man aber die Gehalte der Regierungen und die Entschädigungen der Grossräthe in den 22 Schweizerkantonen gegen jenen einzigen amerikanischen Kanton zusammenrechnen wollte: so würde man über die ungeheuere Summe erschrecken, welche von der arm geheissenen Schweiz im Verhältniss zum reichgeheissenen Staat New-York gezahlt werden muss.»46

Das Erziehungswesen New Yorks werde mit über vier Millionen Dollars unterstützt, und eine halbe Million Schulkinder besuchten 9270 Schulen. Auch Kirchen seien äusserst zahlreich: Die deutsch-reformierten hätten beispielsweise deren 148, die Presbyterianer 587, die Baptisten 605. Gewiss sei man auch «in der Schweiz sehr gottesdienstlich, aber wohl schwerlich mehr, als in den Vereinstaaten von Nordamerika». Nicht nur erbaue dort jede Glaubensgemeinde ihre eigene Kirche und besoldete ihre Geistlichen selbst, sondern die Gläubigen «leisten Gott ihren Dienst und die wahre Verehrung damit, dass sie gegen Christen von andern Glaubensbekenntnissen nicht so unduldsam und verfolgerisch sind wie im Schweizerland».47

Angesichts des Gesamtbildes der Vereinigten Staaten, das dieser Auswanderer auf Heimatbesuch im Vergleich zur Schweiz entwarf, überrascht seine Schlussfolgerung kaum: «Doch bekenn' ich, dass ich die Schweiz gern wieder verlasse».48 Er hatte die Grossräumigkeit

45 Ibid. 35, 34.

46 Ibid. 42.

47 Ibid. 42-43; der Auswanderer scheint nicht gewusst zu haben, dass eben im Jahr 1834 sich der Antikatholizismus scharf zuspitzte, der Brandstiftung von Konventen und Tätlichkeiten miteinschloss; vgl. Ray A. Billington, *The Origins of Nativism in the United States 1800-1844* (New York 1974) bes. 49-176.

48 SB (1834) 25.

seiner neuen Heimat und ihren laissez-faire Liberalismus schätzen gelernt, fand die «Vortheile der schönen amerikanischen Bundesverfassung» bemerkenswert⁴⁹, Amerikas Presse gut entwickelt und von eindrucklichem Niveau. Die dortige Freizügigkeit und soziale Fluidität fand er einzigartig, Religion und Bildung auf hohem Stand.

Die Institution der Sklaverei, die um 1830 einen Sechstel der Nation umfasste; die damalige schrittweise Verdrängung und weitgehende Vernichtung der einheimischen Völkerschaften des Mittleren Westens; der Raubbau an der Umwelt –, all dies belastete ihn kaum. Er vermisse lediglich die mitmenschliche Nähe und grössere Vertrautheit, die er in der Schweiz gekannt hatte.

Seine alte Heimat fand er in hoffnungslose Widersprüche verstrickt, von den Grossmächten bedroht, und von räumlicher, bildungshafter und religiöser Enge gekennzeichnet. Bei aller einseitigen und im Licht der Gesamtverhältnisse kaum sachgerechten Beurteilung seiner alten Heimat, blieb er ihr dennoch tiefer verbunden, als er vielleicht selbst ahnte. Das «wir» und «bei uns» bezog er wie selbstverständlich immer auf die Schweiz⁵⁰. Jedenfalls bestätigen seine «beiläufigen Bemerkungen» eine altbewährte Beobachtung: Fragmente der Vergangenheit beleuchten oft weniger, was zu ihrer Zeit tatsächlich war, als was die damals Lebenden aufgrund ihrer Individualität als wahr zu sehen glaubten.

⁴⁹ Ibid. 42.

⁵⁰ Vgl. z.B. ibid. 26: «Im Vaterlande», «unsere», «bei uns» usf., immer auf die Schweiz bezogen.